



Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

„FÜREINANDER STREITEN ...“

Festveranstaltung füreinander streiten – Jahresthema 2025 – 5785/5786

11. Mai 2025

Festrede

Streit, sehr verehrte Damen und Herren, stand bei uns zu Hause in keinem guten Ansehen und da ich diesen Umstand nicht für einen Zufall in der eigenen Familiengeschichte halte, sondern für ein charakteristisches Merkmal einer ganzen Generation, nimmt meine Festrede hier ihren Ausgang, genauer nimmt sie am Muttertag Ausgang bei meiner Mutter. „Kinder, streitet euch nicht“, pflegte sie zu sagen, wenn mein Bruder und ich auch nur im Ansatz drohten irgendwelche Differenzen auszutragen. Kleinste Konflikte wurden so im Ansatz erstickt, früher: der drohende Konflikt, wer die Schüssel mit Nachtschale leermachen durfte, später: der drohende Konflikt, wer das Feuilleton der Tageszeitung zuerst bekommt? „Kinder, streitet euch nicht“. Meine Jugend war geprägt von einer tiefen Sehnsucht nach Frieden, Frieden aber nicht nur in den großen politischen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West, die nach dem Nato-Doppelbeschluss (vulgo auch: Nachrüstungsbeschluss) von 1979 nach einem Jahrzehnt Entspannungspolitik wieder sehr virulent geworden waren. Als 1981 auf dem Kirchentag in Hamburg in der Messehalle 13 der damalige Verteidigungsminister Hans Apel das Wort zu ergreifen versuchte, daraufhin die Zuhörenden im Saal mit Füßen trampelten, die Menschen vor den Türen mit Trillerpfeifen den Minister zu übertönen versuchten, Eier auf Apel flogen, Medizinstudierende sich mit Blut übergossen, den Minister mit Blutbeuteln bewarfen und Polizisten das Podium und den Minister mit Schutzschilden sicherten, übertönte ein Posaunenchor mit den Choral „Hinunter ist der Sonnen Schein“ die chaotische Szene. „Kinder, streitet euch nicht“. Hans Apel hat in der Rückschau diesen Versuch der Pazifizierung mit einem Abendlied aus der Feder eines in Böhmen wirkenden Reformators nicht sehr goutiert und sich über mangelnde Unterstützung von Position und Person bitter beklagt. „Kinder, streitet euch nicht“ – der Versuch, alle Konflikte durch Pazifizierung von oben, durch Mütter und Kirchentagsleitungen, irgendwie zu lösen (zugespielter formuliert: unter den Teppich zu kehren), war in meiner Generation weit verbreitet und wurde gern auch theologisch begründet. „Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet stille sein“, im hebräischen Original

יהוה יִלְחַם לָכֶם וְאַתֶּם תִּשְׁמְרוּ / adonaj yil·lā·hêm lā·k̄em wə·'at·tem ta·hă·rî·šūn.

Diesen Vers aus dem Buch *שמות* schemot (14,14), aus einer dramatischen Situationsschilderung der Not des Volkes Israel bei Auszug aus Ägypten entnommen, wurde uns gern als theologische Rechtfertigung für den Rat, nicht zu streiten, sondern hübsch fein Ruhe zu halten, mitgegeben. „Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar“, heißt es in der Bergpredigt nach Matthäus (5,39): ἀλλ' ὅστις σε ῥαπίζει εἰς τὴν δεξιὰν σιαγόνα [σου], στρέψον αὐτῷ καὶ τὴν ἄλλην. Nun bin ich qua Ausbildung weder Psychologe noch Zeithistoriker, also werde ich mich hüten, diese meine Beobachtungen zu den allgemeinen zeitgeschichtlichen Kontexten des Satzes meiner Mutter „Kinder, streitet euch nicht“ noch weiter zu vertiefen. Schließlich gibt es ja gute Gründe, Konflikte zu pazifizieren, Konflikte einstweilen – und sei es auch taktischen Gründen – unter den Teppich zu kehren, bis der Moment einer wirklichen Schlichtung gekommen ist und vielleicht gibt es sogar manchmal gute Gründe,

Konflikte schlicht zu vergessen. Der Münchner Althistoriker Christian Meier hat vor einigen Jahren einmal auf die pazifizierende Kraft des Vergessens in der Antike und der Nachantike hingewiesen und das, obwohl er wahrlich nicht im Verdacht steht, damit einem Vergessen von Dingen das Wort zu reden, die man niemals vergessen darf.

„Kinder, streitet euch nicht“ – mir scheint, dass diese mindestens dann und wann bei meiner Mutter, die ich sehr verehere, etwas hilflos und ängstlich vorgetragene flehentliche Bitte an ihre beiden Söhne nicht nur meinen Umgang mit Streit tief geprägt hat. Meine These, für die ich allerdings nur meine Zeitgenossenschaft und nicht spezifische Fachkompetenz als Psychohistoriker anführen kann, lautet: Diese Haltung prägt nicht nur Mitglieder der Familie Markschies. Sie führt aber, wie ich ehrlich und selbstkritisch sagen muss, dazu, die Tiefendimension von Konflikten zu unterschätzen, die Notwendigkeit, Konflikte durch Austragen streitiger Meinungen zu lösen, zu ignorieren und überhaupt eher konfliktscheu zu werden. Wenn es überhaupt eine Erklärung für die eigentlich oft kaum erträglichen Versuche von deutschen evangelischen Christenmenschen gibt, sich zum Konflikt im Nahen Osten zu äußern, dann könnte in dieser tiefsitzenden Konfliktscheu ein Motiv für die aus meiner Sicht unfassbar naiven, unerträglichen Sätze liegen, die mit den Worten „man müsste ja nur mal ...“ beginnen und dann beim „Kinder, nun streitet euch nicht“ enden. Ebenso problematisch an einer solchen Haltung voreiliger und naiver Pazifizierung von Konflikten aber ist, dass man sich auf diese Weise auf die bequeme Haltung des Schiedsrichters im Konflikt zurückzieht, der keiner Partei wirklich recht geben möchte. Das mag noch verständlich sein, wenn zwei pubertierende Berliner Jugendliche um den Rest Nachtmisch in einer Schüssel in Konflikt zu geraten drohen. Aber es bekümmert, wenn man diese Form der Konfliktscheu, dann noch gar religiös oder pseudo-religiös motiviert, bei größeren Konflikten beobachten muss.

Dietrich Bonhoeffer, an dessen Ermordung vor achtzig Jahren wir im April diesen Jahres erinnert haben, hat einmal mündlich geäußert: „Nur, wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“. Es ist selbst Bonhoeffers Freund und Biographen Eberhard Bethge nicht ganz klar, wann genau der Berliner Privatdozent und Pfarrer diesen Satz gesagt hat, aber es ist wohl der angespielte Kontext des Satzes einigermaßen rekonstruierbar. Die pommerschen und neumärkischen Adelskreise, in denen Bonhoeffer verkehrte, viel Unterstützung und auch seine Verlobte fand, waren von einer liturgischen Erneuerungsbewegung der evangelischen Kirche fasziniert, die die Erneuerung der Kirche durch eine Erneuerung des Gottesdienstes vorantreiben wollte, die allerdings immer mehr in einer Wiederbelebung traditioneller Formen mündete oder abglitt. Der Vater der Verlobten Bonhoeffers entrümpelte die Dorfkirche seines Gutsortes von barockem Mobiliar und gestaltete das gotisch-barocke Ensemble in eine strenge Bühne für die Inszenierung eines liturgischen Theaters um. Diese Bewegung sang gern gregorianisch, den Eingangspsalmen beispielsweise, das Halleluja nach der Epistel- bzw. vor der Evangeliumslesung – und man wird dieser Bewegung, deren Einfluss im heutigen Evangelischen Gottesdienst unübersehbar ist, sicher eine Scheu vor dem expliziten Konflikt mit dem nationalsozialistischen Terror-Regime nachsagen dürfen, ohne ihr damit ungebührlich zu nahe zu treten. Bonhoeffer nahm die tiefe Verbundenheit seiner Verlobten und ihres Vaters mit deutlicher Irritation zur Kenntnis, die sich steigerte, als die junge Frau – Maria von Wedemeyer – auch noch für diese Leidenschaft zu argumentieren versuchte. Dagegen stand, nach allem, was wir wissen, sein sehr pointierter Satz: „Nur, wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“.

Was hat das nun mit unserem Thema, mit dem „füreinander streiten“, zu tun? Meine These im Zusammenhang unserer heutigen Festveranstaltung lautet: Bonhoeffer hätte auch formulieren können: „Nur, wer für die Juden *streitet*, darf auch gregorianisch singen“. Denn mir scheint, dass in der langen Geschichte der Vergegnung zwischen Judentum und Christentum, von der Antike an, neben aller Judenfeindschaft, neben allem Judenhass, neben Antijudaismus und Antisemitismus, eben diese religiös oder

besser pseudo-religiös motivierte und theologisch oder besser pseudo-theologisch abgesicherte Konfliktscheu ein wesentliches Motiv war, warum nicht mehr von Christenmenschen für ihre jüdischen Glaubensgenossinnen und Genossen gestritten wurde. Wer Konflikte gern vermeidet und streitige Themen lieber unter den Teppich kehrt, streitet auch nicht mit anderen Menschen und für andere Menschen gegen das, wofür und worüber gestritten werden muss.

Nach so viel Bemerkungen, für die ich keine besondere Fachkompetenz in Anspruch nehmen kann, erlauben Sie mir, meine sehr verehrten Damen und Herren, bitte, ein Beispiel aus meinem eigentlichen Fachgebiet zu wählen, um diese meine These zur problematischen Funktion der Konfliktscheu noch etwas stärker zu begründen und dadurch zu erhärten:

Wir feiern in diesem Jahr das eintausendsiebenhundertjährige Jubiläum des Konzils von Nicaea, dem ersten Reichskonzil, zu dem Kaiser Konstantin die Bischöfe seines Reiches in seine Sommerresidenz, heute eine Autostunde von Istanbul entfernt, an einen idyllischen Provinz-See einlud. Auf dem Konzil wurde nicht nur ein Glaubensbekenntnis verabschiedet, das wir heute noch in festlichen Gottesdiensten sprechen, jedenfalls dann, wenn die für die Liturgie Zuständigen Sinn für Liturgie haben. Auf dem Konzil wurde auch ein Mechanismus verabredet, einen einheitlichen Termin für das Osterfest zu finden, denn Konstantin kam es auf Einheit der Kirche im Reich auf allen Gebieten an. Bekanntlich wurde auf dem Konzil der Ostertermin endgültig vom Pessach-Termin abgelöst und unabhängig vom jüdischen Fest an das Frühjahrsäquinoktium gebunden. Das originale Dekret des Konzils über diese Entscheidung ist verloren, aber wir besitzen einen Brief des Kaisers über die Zusammenhänge, aus dem ich zitieren möchte, auch wenn das öffentliche Zitieren in diesem Hause mir schwerfällt. Konstantin schreibt in einem Brief an alle Kirchen nach dem Konzil:

„Als [beim Konzil von Nicäa] die Frage des heiligen Festes, Ostern, aufkam, wurde einstimmig beschlossen, dass dieses Fest von allen und überall am gleichen Tag gefeiert werden sollte... Denn es erschien jedem eine äußerst unwürdige Tatsache, dass wir in diesem äußerst heiligen Fest den Gewohnheiten der Juden folgen sollten, welche – verdorbene Schufte! – ihre Hände befleckt haben mit einem ruchlosen Verbrechen, es ist nur gerecht, dass sie in ihrem Sinn erblindet sind. Es ist daher passend, wenn wir die Praktiken dieses Volkes zurückweisen und in alle Zukunft das Begehen dieses Festes auf eine legitime Art feiern. Lasst uns also nichts gemeinsam haben mit dem äußerst feindlichen Pöbel der Juden. Wir haben eine andere Methode erhalten von unserem Retter. Ein gesetzmäßigerer und passenderer Kurs ist offen für unsere heiligste Religion. Indem wir diesem Kurs folgen, lasst uns uns zurückziehen, meine geehrten Brüder, von dieser abscheulichen Gemeinschaft“¹.

Es verwundert mich etwas, dass längst nicht in allen Feiern zum Konzilsjubiläum, aber auch längst nicht in allen wissenschaftlichen Texten zum Thema dieser schlimme Ausbruch von Antijudaismus und Antisemitismus behandelt wird, der offenkundig der Preis für eine Kircheneinheit unter dem ersten explizit christlichen Kaiser war – eine Einheit, die einen gemeinsamen Gegner voraussetzte, ist bekanntlich in sich schon problematisch, von allem anderen einmal zu schweigen. Mich verwundert auch, dass zaghafte Ansätze zu einer Erneuerung eines einheitlichen christlichen Ostertermins, die Papst Franziskus als Patriarch des Westens und Patriarch Bartholomäus als Patriarch des Ostens verabredet hatten und im Mai in Nicaea, dem heutigen türkischen Kleinstädtchen Iznik, zelebrieren wollten, so sehr den bitterbösen Hintergrund des damaligen Kompromisses ausblenden. Aber darum geht es mir heute eigentlich gar nicht. Mir geht es um die Frage, warum eigentlich keiner der Bischöfe seinem Kaiser widersprochen hat. Etwa im Sinne: ‚Majestät, ein gemeinsamer christlicher Ostertermin ist gewiss eine feine Sache und macht auch theologisch Sinn, aber bitte doch nicht auf Kosten der jüdischen Geschwister. Schließlich hat unser Herr Jesus sein letztes Abendmahl im Zusammenhang des Pessachfestes gefeiert‘. Von einem

¹ Eusebius, *De vita Constantini* III 18f., zitiert nach: Jörg Ulrich, *Euseb von Caesarea und die Juden*, Berlin New York 1999, 239.

solchen Widerspruch wissen wir nichts, obwohl durchaus Bischöfe ihrem Kaiser widersprochen haben, Konstantin und seinen Nachfolgern im vierten Jahrhundert und anderen Monarchen in folgenden Jahrhunderten. Warum widersprach niemand in Nicaea? Man könnte nun allgemein über Zivilcourage sprechen, den Mut vor Königsthronen – sie ahnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass es mir um einen anderen Punkt geht, um die Konfliktscheu. Um das Verhalten analog zur Maxime: „Kinder, streitet euch nicht“, die ich eingangs von meiner Mutter – Gott hab sie selig – zitiert hatte. Die christliche Kirche, deren Bischöfe sich in Nicaea versammelten, war gerade einer harten Verfolgungsperiode entkommen, noch wenige Monate vor dem Konzil hatte sich der Konkurrent des Kaisers Konstantin als Christenverfolger zu profilieren versucht, um bei Feinden des christlichen Kaisers Konstantins Unterstützung zu finden. Die Bischöfe, die in die idyllische Sommerresidenz am Provinzsee gekommen waren, waren konfliktscheu, weil sie glaubten, nun endlich der Epoche der Konflikte entkommen zu sein. Sie feierten mit dem Kaiser ein festliches Buffet und ein christlicher Bischof schrieb darüber, es sei wie ein Vorschein des himmlisches Friedensreiches dort gewesen, Kirche und Kaiser friedlich beim Festmahl. Wer konfliktscheu ist, ist oft etwas naiv. Er denkt, dass der angebliche Friede um jeden Preis bewahrt werden müsse. Und der oder die so denken, kehren jeden Konflikt unter den Teppich.

Ich muss an dieser Stelle nun unbedingt etwas einfügen, was man neudeutsch einen Disclaimer nennen könnte. Niemals, aber auch wirklich niemals darf man ein Motto „füreinander streiten“ so verstehen, als dürften wir Christenmenschen mit unseren jüdischen Glaubengenossinnen und Glaubensgenossen, überhaupt mit Menschen aus dem Judentum und allzumal mit Menschen als Israel einfach losstreiten und das dann als „füreinander streiten“ ausgeben. Ich beobachte mit tiefer Sorge, dass der Konflikt im Nahen Osten nicht nur zu einem schier unvorstellbaren Ausbruch von offenbar latenten antisemitischen Vorurteilen geführt hat und Gewalt, übrigens leider auch in den Berliner Universitäten (und da hilft dann wenig, wenn die allgemeine Verbreitung von Antisemitismus unter Studierenden niedriger als im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung ist). Ich beobachte vielmehr gerade unter Christenmenschen eine Zunahme einer höchst unerfreulichen paternalistischen Haltung, die in der überaus schroffen Kritik am Vorgehen der israelischen Regierung ein besonders subtiles „Streiten für“ das Judentum erkennen möchte. Aber ich möchte in aller Deutlichkeit festhalten: Streiten für jemanden ist nicht gleich mit jemand streiten. Eine solche Adäquanz bringt auch das klügste linguistische Manöver nicht hin. Wenn ich für jemanden streiten will, muss ich mit dem, für den ich streiten will, solidarisch sein. Auch diese These möchte ich gern an einem Beispiel aus dem fachlichen Kontext meines Berufs erläutern.

Meine Freundinnen und Freunde in israelischen Wissenschaftseinrichtungen sind traurig darüber, wie wenig Solidarität sie hierzulande erfahren und wie allein gelassen sie sind gegenüber den Boykottaufrufen gegenüber israelischen Universitäten und Forschungsinstituten im europäischen Raum. Für einander streiten heißt hier: Nicht konfliktscheu wegducken, nicht paternalistisch rufen: „Kinder, streitet euch nicht“ und in scheinbarer Äquidistanz den Konfliktparteien vermeintlich gute Ratschläge geben. Für einander streiten heißt: Gerade als Christenmenschen differenzieren können zwischen Universitäten und Regierungen, zwischen Lehrenden und Studierenden einerseits und Politikern andererseits. Für das Recht der anderen eintreten, als unabhängige Institutionen gesehen zu werden. Aus Solidarität für die Rechte der anderen streiten, aber auch einmal schweigen und nicht naive, billige Ratschläge geben. Das tun wir als christliche Kirchen ja auch nicht in anderen großen Konflikten dieser Welt, im irisch-britischen oder spanisch-katalonischen Konflikt. Füreinander streiten setzt Solidarität mit dem anderen voraus und keinen verkappten Paternalismus oder offene Konfliktscheu. Und dass es gute theologische Gründe für diese Solidarität gibt, das muss man in diesem Raum nicht eigens begründen, das ist in fünfundsiebzig Jahren Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oft genug geschehen und hat glücklicherweise ja auch zu sichtbaren Veränderungen geführt, in der Theologie, in der Liturgie, im Leben der christlichen Kirchen.

Einen letzten Punkt möchte ich noch ansprechen, weil er in meinen weiten Ausgriffen in die Geschichte – meiner eigenen Jugend, der dunkelsten Phasen der deutschen Geschichte und schließlich der Anfänge der christlichen Reichskirche in der Spätantike – untergehen könnte. Das Motto „füreinander streiten“ wurde ja vermutlich gewählt, weil wir alle miteinander in den letzten Jahren und Monaten aus einer Nivität von Fortschrittsgläubigkeit aufgewacht sind. Wir dachten doch (oder sollte ich das jetzt in der ersten Person Singular formulieren: ich dachte?), dass unter dem schönen Motto „Let’s talk“, „Reden wir darüber“ das schlimme Erbe von Judenfeindschaft und Antisemitismus, wenn nicht endgültig ins Deutsche Historische Museum, so doch wenigstens in eine Nische von Unbelehrbaren in unserer Gesellschaft verbannt werden könnte. Ich weiß noch, wie erschüttert ich vor Jahr und Tag war, als ich in der Berliner U-Bahn Menschen über die weltumspannende, finstere Macht der Familie Rotschild phantasieren hörte, als ob da jemand aus antisemitischen Traktaten des frühen Zwanzigsten Jahrhunderts lesen würde. Damals habe ich nur den Kopf geschüttelt und konfliktscheu mir meinen Teil gedacht. Inzwischen weiß ich, dass das nicht reicht. Inzwischen sehe ich daran auch ein Stück des akademischen Hochmuts, der die intellektuelle Satisfaktionsfähigkeit von Positionen als Gradmesser des eigenen Engagements nimmt. Wir sehen aber im Umfeld des achtzigsten Jahrestags der Kapitulation, dass man mit einer solchen Haltung nicht nur die Ergebnisse von fünfundsiebzig Jahren jüdisch-christlichem Dialogs, sondern leider auch gleich das ganze demokratische Gemeinwesen dazu verlieren kann. Das Motto „füreinander streiten“ macht auf die Notwendigkeit einer radikalen Kurskorrektur aufmerksam. Wir in der Wissenschaft kommen mit vornehmer Zurückhaltung, mit intellektuell bemäntelter Langeweile und mit Konfliktscheu nicht mehr weiter. Wir müssen uns mehr engagieren, in den U-Bahnen und Marktplätzen. Es reicht leider nicht mehr, sich seinen Teil zu denken. Und wir müssen in der christlichen Kirchen diesem Satz „Kinder, streitet euch nicht“ stärker entgegenreten. Eine christliche Kirche, die den ausbleibenden Widerstand gegenüber Antisemitismus und Totalitarismus theologisch verklärt und Konfliktscheu religiös überhöht, verfehlt ihren Auftrag. Jesus von Nazareth war offenkundig eine streitbare Person und nicht nur der milde, lebenswürdige, versöhnende Zeitgenosse, als der er in den letzten beiden Jahrhunderten gern gezeichnet wurde.

Füreinander streiten – nicht nur die überaus vielen Menschen in Israel, die im Frieden mit ihren Nachbarn leben wollen, sondern auch die Menschen aus dem Judentum hierzulande haben ein Recht auf unsere Solidarität, wenn ihnen Ablehnung, Paternalismus und Feindschaft entgegenschlagen. Sie haben ein Anrecht darauf, dass wir für sie streiten. Denn im Einsatz für eine demokratische Gesellschaft ohne Antijudaismus und Antisemitismus streiten wir nicht zuletzt ja – füreinander. Vielen Dank für Ihre Geduld.